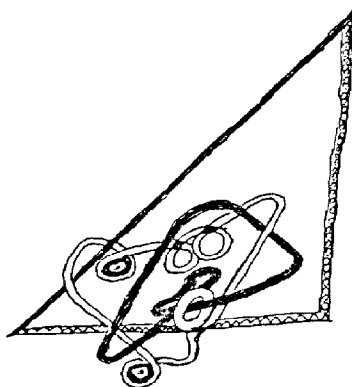




Weit weg beginnt um die Ecke

Wolfgang Beck

In der Ecke kommen gleich mehrere Begrenzungen zusammen. Die Ecke fungiert als Steigerung der Grenze und des Rands. Älteren Menschen gilt die Ecke noch als eine längst überwundene Form der schulischen Disziplinierung, nicht weit von körperlicher Züchtigung entfernt. In der Ecke zu stehen blamiert die Einzelnen gegenüber der Gemeinschaft. Es ist eine Strafe, die zum Sortiment schwarzer Pädagogik gehört. Sie separierte die Einzelnen, die in den Augen der lehrpersonalen Autorität negativ aufgefallen waren, von der Gemeinschaft, steigert ihre Sonderstellung und stigmatisiert sie. Die Ecke ist nicht nur doppelte Begrenzung, sie ist auch disziplinarischer Ort der Ausgrenzung.

Doch kann die Ecke auch zum Inbegriff der Chance werden: im Fußballspiel ist die Ecke als Nachteil für die

einen zugleich eine der großen Standardchancen der anderen. Aus der Ecke erwächst das Potenzial des Triumphes.

Die Zeichnung von Ottmar Fuchs enthält die verschiedenen, ambivalenten Elemente der Ecke: sie ist scharfkantig begrenzend und zugleich wird sie zum lustvollen Ort eines Gewimmels, das die Begrenzung überschreitet. Das Kantige wird vom subversiv Verschlungenen konterkariert. In dieser Zeichnung im Rahmen der Marginalien von Ottmar Fuchs wird besonders markant abgebildet, welche Effekte das intellektuell-theologische Denken bei ihm entwickelt. Es geht spielerisch und lustvoll mit den scharfkantigen Begrenzungen durch Vorgaben um, um sie humorvoll zu durchbrechen oder spielerisch zu übersteigen. So wird aus dem zwanghaft Begrenzten eine Chance.

Damit wirkt die Marginalie, die Zeichnung am Rand, als Anmerkung zum Text oder als gegenstandsloser Kommentar zur Konferenz. Sie ist eine liebevolle Relativierung und Infragestellung. Sie erzeugt eine neue, weniger starre Rahmung und überstellt nüchterne Tagesordnungspunkte in einen spielerischen Kontext. Wer am Rand zeichnet, wirkt deshalb humanisierend und fügt sanften Humor in ein streng reglementiertes Geschehen ein. Hier ist das Marginale im Bezug zum Text oder zur Situation gestaltet, wie der philosophisch-humanistische Marginalismus des Philosophen Heinz Robert Schlette veranschaulicht:

„Dieser Marginalismus ist die Haltung dessen, der die Ausgesetztheit des Ganzen kennt, der an nichts hängen bleibt, sondern ‚abschiedlich‘ lebt, d.h. in skeptischer Distanz und innerer Freiheit gegenüber allem, der aber dennoch nicht den Text fatalistisch seinem Ablauf über-

läßt, vielmehr ebenso beharrlich wie illusionslos auf ihn zu-denkt und wachsam die Gelegenheiten wahrnimmt, die sich – spärlich genug – dem humanisierenden Einwirken auf den Text bieten.“¹

Schlette veranschaulicht damit – sicherlich ohne Kenntnis der Zeichnungen von Ottmar Fuchs –, was diese auch von seinem theologischen Schaffen ausdrücken: eine große innere Freiheit als Grundlage für Reflexionen, aus denen humanisierende Effekte entstehen. Dies kennzeichnet zugleich einen Maßstab theologischen Denkens. Dieses Denken hat auch lehramtlich in der katholischen Kirche mit dem nachsynodalen Schreiben *Amoris laetitia* als Wahrnehmung von Lebenssituationen und als Würdigung von Biografien eine Repräsentanz gewonnen. Biographische Verläufe können zu einer Anfrage an Theorien und Lehrgebäude werden und diese übersteigen, ohne dass sie gleich mit dem Schlagwort des Relativismus oder einer kulturellen Verfallshermeneutik diskreditiert werden müssten. Das alltagspraktische Bemühen um eine Vermittlung von Idealbildern gelingenden Lebens und Normvorstellungen einerseits und den realen Möglichkeiten der Lebensverhältnisse andererseits durchzieht jedes menschliche Leben. Dieses Bemühen ist der Ort, der der Theologie zur wichtigsten Schule im Bemühen um Relevanz wird. Hier entsteht nicht nur auf Grundlage der *loci theologici alieni* von Melchior Cano eine Alltagstheologie, in der die katholische Kir-

¹ Schlette, Heinz Robert, *Der Marginalismus ist ein Humanismus*, in: Pfeiffer, Klaus-Peter (Hg.), *Vom Rande her? Zur Idee des Marginalismus*, Würzburg 1996 (zuerst: 1991), 303–314, 314.

che sich selbst als Lernende (GS 44) ernstnimmt.² Hier findet sie zudem zu einer heilsamen Distanz gegenüber eigenen Festlegungen. Diese Distanznahme ist besonders wichtig, wo Festlegungen aus strategischen Interessen als überzeitlich und unveränderlich markiert werden. So geht die „Wertschätzung der verschiedenen Familienverhältnisse“³ einher mit der Wertschätzung der ihnen eigenen theologischen Prozesse im Gesamt einer „Pluralität von Singularitäten“⁴. Sehr anschaulich lässt sich dies im Hinblick auf eine Sakramententheologie und eine entsprechende Sakramentenpastoral konkretisieren. Sie ist allzu häufig mit Hilfe bloßer Zulassungsdiskurse zu einem ekklesialen Abgrenzungsmittel und Instrument bloßer Disziplinierung, zu einer Ecke, deformiert. Damit erzeugt sie nicht nur immer wieder Verletzungen, sondern beschädigt auch die eigenen, gnadentheologischen Inhalte. Es mutet tragisch an: Im Anliegen, das Heiligste zu schützen, wird es erst recht beschädigt. In dem pastoralen Anliegen, durch Begrenzung schützen zu wollen, werden Verantwortliche vor Ort zu bloßen Funktionär*innen einer Sozialform herabgewürdigt. Wer das Heilige schützt, indem er/sie es separiert und entzieht, erliegt im Christlichen einem Selbstwiderspruch und deformiert die kenotische Struktur des Schenkens, die dem Evangelium Jesu eigen ist. Wo Theologie und kirch-

² Sander, Hans-Joachim, Glaubensräume – Topologische Dogmatik (Bd. 1: Glaubensräumen nachgehen), Ostfildern 2019, 381.

³ Klein, Stephanie, Die Vielfalt der Familien und das Sakrament der Taufe. Ansätze zu einem neuen theologischen Verständnis der Familien, in: Schüßler, Michael/Bauer, Christian (Hg.), Pastorales Lehramt? Spielräume einer Theologie familialer Lebensformen, Ostfildern 2015, 51–67, 63.

⁴ Reckwitz, Andreas, Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin 2017, 107.

liches Leben ihre zentralen Vollzüge ausschließlich als Grenzbestimmung platzieren, verfestigen sich dichotome Zuschreibungen in der bloßen Gegenüberstellung von drinnen und draußen, von erlaubt und unerlaubt, von sakral und profan. Solche Ortsanweisungen zeugen von ekklesialen Identitätsstrategien, in denen definiert werden soll, wer wohin gehört und was erlaubt ist. Damit wird eine Eindeutigkeit suggeriert, die gegenüber der Heterogenität von Lebenssituationen und Biografien nicht kompatibel ist. Sie ist deshalb gewaltförmig, sie fungiert als Ecke. Die Theologie wird zu so einer scharfkantigen Ecke. Im „Akt des Behauptens“⁵ konsensualer Glaubensinhalte werden kollektive Identitätsgrenzen gepflegt. Die machtvollen Instrumente kirchlicher Autoritäten zeigen jedoch die Schwäche ihrer Behauptung, wo Menschen eigenständig ihre eigenen theologischen Konzepte entwickeln und ihre Verhältnisbestimmung zu Kirche und ihren Traditionen selbstbewusst individuell definieren.⁶

Die Ecken werden längst und immer durch eigene Lebenspraxis überschritten. Im Rahmen einer bloßen Verfallshermeneutik können solche selbstbestimmten Praktiken lediglich als Abnahme von Bindungskräften oder als „Entfremdungsprozesse der Bevölkerung von der Kirche“⁷ problematisiert und nur schwer positiv als Akt individueller Selbstbestimmung gewürdigt werden. Längst

⁵ Appiah, Kwame Anthony, *Identitäten. Die Fiktionen der Zugehörigkeit*, München 2019, 66.

⁶ Boeve, Lieven, *Christlicher Glaube in einer Zeit der Verunsicherung. Theologie, Kirche und die Angst vor dem Risiko*, in: Hoff, Gregor Maria (Hg.), *Sicher unsicher*. Innsbruck 2011, 49–91, 55.

⁷ Szymanowski, Björn/Jürgens, Benedikt/Sellmann, Matthias, *Dimensionen der Kirchenbindung. Meta-Studie*, in: Etscheid-Stams, Markus/Laudage-Kleeberg, Regina/Rünker, Thomas (Hg.), *Kirchenaustritt – oder nicht? Wie Kirche sich verändern muss*, Freiburg/B. 2018, 57–124, 119.

ist jedoch die religiöse Praxis in modernen Gesellschaften zu einem Element neben anderen geworden, mit denen individuelle Identitätskonstruktion⁸ entwickelt werden. Für sie können kirchliche Vorgaben bestenfalls als Impuls, aber nicht mehr als Instanz der Disziplinierung fungieren.⁹ So entstehen Freisetzungen mit einer Pluralität von Theologien unterschiedlicher Tragkraft.¹⁰ Die Ecken werden kreativ überschritten.

Möglich wird solch eine Alltagstheologie als ekklesialer Lernort auch durch eine Würdigung theologisch-lehramtlicher Entwicklungen gerade dort, wo sie einem strategischen Vergessen unterworfen werden sollen. Die eigenen Ecken werden dann ignoriert. Solche markanten Prozesse lassen sich an verschiedenen Stellen der Theologiegeschichte nachzeichnen, etwa im Verhältnis des katholischen Lehramtes zum Menschenrecht der Religionsfreiheit und der erst spät entwickelten Fähigkeit zum interreligiösen Dialog:

„Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil sind die katholische Kirche und ihre Theologie (...) mit den vielen Wahrheiten positiv konfrontiert, die andere – andere Konfessionen, andere Religionen, andere Menschen – vorweisen können. Diese Wahrheiten lassen sich auf keinen Singular bringen, vielmehr bergen sie außerordentliche Überraschungen.“¹¹

⁸ Schüßler, Michael, Spielräume einer befreienden Theologie familialen Lebens, in: Ders./Bauer, Christian (Hg.), *Pastorales Lehramt? Spielräume einer Theologie familialer Lebensformen*, Ostfildern 2015, 105–141, 125.

⁹ Höhn, Hans-Joachim, *Essays über Identität und Heimat*, Würzburg 2018, 84.

¹⁰ Bauman, Zygmunt, *Das Vertraute unvertraut machen*, Hamburg 2017, 133.

¹¹ Sander, *Glaubensräume*, 57.

Aus einer scharfen Ablehnung ist hier ein profiliertes Eintreten für die Menschenrechte entstanden. Und aus konfessionalistischen Übersteigungen als Grenzregime einer behaupteten binnenkirchlichen Homogenität konnte sich ein offenes Zugehen im ökumenischen Dialog entwickeln. Hier ereignet sich ein Umgestalten der Ecken. Dass solche Entwicklungen, unabhängig von einer theologiegeschichtlichen Hermeneutik des Bruches oder einer Hermeneutik der Kontinuität, nicht geradlinig verlaufen und durch parallele Gegenläufigkeiten begleitet werden, gehört zur Vielschichtigkeit kirchlicher und theologischer Entwicklungen.

Ein ehrliches Erinnern und die Würdigung individueller Alltagstheologien bilden ein unverzichtbares Additiv gegenüber einer scharfkantigen, potenziell verletzenden Theologie.

Ottmar Fuchs bildet nicht nur diese Suche nach der Weite ab, die schon an der nächsten Ecke beginnt. Er verhilft in den Beobachtungen scharfkantig-theologischer Ecken auch seinen Schüler*innen und Leser*innen, diese Ecken zu übersteigen und zu weiten. Wenn solches Über-schreiten von Ecken gelingt, verlieren sie ihre Gewaltförmigkeit und Härte. Dann werden sie zu „Herrgottswinkeln“.